

Gottes Herbst

Groß war das Jammern und Wehklagen im Sommer: über langanhaltende Trockenheit, über Einbußen bei Mais, Weizen, Roggen, Gerste, Hafer. Wochenlang wurde über die Höhe der Entschädigung für betroffene Bauern diskutiert. Plötzlich ist alles still, überlagert von den nächsten politischen Tagesdebatten.

Aber auch von froher Kunde: Denn des einen Leid ist des anderen Freud. Die Obstbauern, die im letzten Jahr wegen Frühjahrs-Frostschäden klagten, können jetzt reiche Ernte einfahren. Äpfel und Birnen wuchsen massenhaft, fast zwanzig Prozent über dem Durchschnitt der letzten zehn Jahre. Der viel diskutierte menschengemachte Klimawandel, für den die Trockenheit des vergangenen Sommers ein angeblich klarer Beleg war – hat er womöglich auch Gutes?

Die Weinlese ist ebenfalls prächtig ausgefallen, höchste Süßmostgrade. Mitten in den Oktoberfest-Bierzeiten, in denen die Hopfenbauern Verluste melden und höhere Preise ankündigen, die Menschen sich aber hektoliterweise über das flüssige Gold der Brauer hermachen, freuen sich die

Weinbauern über einen hervorragenden Jahrgang. Ein Jahrhundertwein, ein Jahrtausendwein womöglich? Der Haus-Winzer winkt ab. Hervorragend ganz bestimmt. Wie genau aber, das weiß noch niemand. Es wird von den natürlichen Gesetzen der Reifung im Keller abhängen und von geschickten Eingriffen des stets aufmerksamen Fachmanns, der Fachfrau unter anderem mit technisch-biologisch-chemischen Stoffen – von der Mostanreicherung bis zum Abschluss der Gärung.

Trotz aller Furcht und Sorge über unsere Ernährung dürfen wir sicher sein: Es wird wieder etwas dabei herauskommen, was Psalm 104 voller Gottvertrauen besingt: „Du tränkst die Berge aus deinen Kammern, von der Frucht deiner Werke wird die Erde satt. Du lässt Gras wachsen für das Vieh und Pflanzen für den Ackerbau des Menschen, die er anbaut, damit er Brot gewinnt von der Erde und Wein, der das Herz des Menschen erfreut, damit er das Angesicht erglänzen lässt mit Öl und Brot das Herz des Menschen stärkt.“ Denn es ist Herbst, immer wieder auch Gottes Herbst, voller Reichtum sein Geschenk Leben. *j.r.*

Königin Schabat

Da sitze ich mit vielen anderen in einem Gottesdienstraum in einer Synagoge. Vorne hat bis eben der Rabbiner Texte vorgelesen und Gebete gesprochen. Die Kerzen sind entzündet, die Stimmung ist überaus feierlich. Mein Hebräisch ist zu bruchstückhaft, als dass ich verstehen würde, was gesagt wird, und auch weiß ich nicht genau, an welcher Stelle der Liturgie wir uns gerade befinden. Plötzlich aber geht ein Ruck durch die Anwesenden, alle stehen wie auf ein unhörbares Zeichen hin auf und wenden sich um. Sie schauen gespannt zur Eingangstür an der Rückseite des Raumes, die inzwischen offen steht. Ein Augenblick Schweigen und dann singen alle einen ebenso heiteren wie festlichen Gesang: „Auf, mein Freund, der Braut entgegen, / Das Angesicht des Schabat wollen wir empfangen! / Auf, mein Freund, der Braut entgegen, / Die Königin Schabat wollen wir empfangen!“ Und auch wenn ich nichts sehe als heiter und andächtig singende Menschen, so sehe ich sie im Gesang mit meinen inneren Augen eben doch eintreten: die Königin Schabat.

In der jüdischen Tradition ist der siebte Tag der Woche, der Schabat, der von Gott geschaffene Ruhetag, an dem er, der Ewige, selbst ruhte von allen seinen Werken. Deshalb war es sein Geschenk an alle seine Geschöpfe. Dieses Geschenk ist so groß und so wichtig, dass es Eingang gefunden hat in die Zehn Gebote. Ruhe ist lebenswichtig, wenigstens an einem Tag in der Woche.

Weil ich Ruhe und Frieden einzig dann wirklich haben kann, wenn die Menschen um mich herum auch ruhig und möglichst friedlich sind, ist es wichtig, dass alle, die zusammenleben in einem Haus, in einem Dorf, in einer Stadt oder gar einem Land möglichst diesen Ruhetag, diesen Schabat gemeinsam halten. Heiligen. Heiligen heißt:

ihn ernst nehmen als Geschenk und als ein Gebot, ohne das Leben nicht möglich ist. Die Bedeutung des Schabats wird in der jüdischen Tradition so hoch bewertet, dass geglaubt wird: Wenn alle Juden nur ein einziges Mal den Schabat wirklich gemeinsam halten würden, käme der Messias. Dann wäre wirklich Frieden in der Welt.

Weil das so schwer ist, hat die jüdische Mystik seit dem 10. Jahrhundert den Schabat personifiziert, denn es ist leichter, auf jemanden als auf etwas zu warten. Und so wird an jedem Freitagabend mit dem liturgischen Beginn des Schabats in der Synagoge die Braut oder Königin Schabat feierlich begrüßt. Sie tritt ein, sie bringt den Frieden mit, mit ihr wird eine Nacht und einen Tag lang der Friede gelebt und gefeiert. Und dieser Friede gilt für alle, die den Schabat mit der Königin feiern: In den Geboten, die diese Feiertage festlegen, wird ausdrücklich betont, dass nicht nur Juden den Tag durch Ruhe und Frieden heiligen sollen, sondern auch alle, die im jüdischen Haus leben – auch der Fremdling, auch die Diener und Mägde, auch das Vieh und auch das Land. Alle sollen wenigstens an diesem einen Tag bekommen, was sie brauchen, ohne dafür etwas leisten zu müssen...

Wir leben aus der Hoffnung, dass die Königin Schabat uns führen wird in eine Welt, auf die wir warten und für die wir leben in unseren alltäglichen Bezügen und Verrichtungen. Und die uns unser Maß und unsere Würde gibt. Der Schabat, so sagt der jüdische Religionsphilosoph Abraham Heschel, sei ein „Palast in der Zeit“. Deshalb sind wir bei der Königin geladen, und jeder bekommt eine kleine, unsichtbare Krone aufs Haupt gesetzt. Wir sind Königstöchter und Königssöhne des Höchsten.

Katharina Schridde (in: „Mittendrin“, Verlag Herder, Freiburg 2017)



DIE SCHRIFT Paulinische Mission (Schluss)

Durch die Tür gehen

„Angekommen, versammelten sie die Gemeinde und berichteten, wie viel Gott mit ihnen gemacht und dass er den Heiden die Tür des Glaubens geöffnet hatte. Sie verbrachten eine nicht geringe Zeit bei den Jüngern“ (Apg 14,27–28).

Mit einer Versammlung der Ortskirche hatte die Missionsreise begonnen (Apg 13,1–3). Während eines Gottesdienstes hatte der Heilige Geist Barnabas und Paulus auserkoren – die Gemeinde hatte mitgemacht und die beiden gehen lassen. Nun, am Ende der Missionsreise, kommen wieder alle in einer Gemeindeversammlung zusammen.

Es wird Rückschau gehalten, und es wird erzählt. Beides ist von elementarer Bedeutung. In der Antike gehört es zur Kommunikation, Geduld aufzubringen zu warten, bis endlich einmal eine Nachricht kommt – um dann die Gelegenheit für einen intensiven Austausch zu nutzen. Alles Mögliche hätte passieren können: Schiffbruch, Verfolgung, Misserfolg. Und all das passiert ja auch auf den Missionsreisen – aber nicht so, dass das Projekt hätte abgebrochen werden müssen, sondern so, dass es durch die Widerstände neue Energie gewonnen hat.

Das kommt in Antiochia zur Sprache. Lukas formuliert wie immer genau. Die Abgesandten erstatten Bericht (griechisch: *anangelo*): Sie geben Nachrichten weiter, als gute Reporter in eigener Sache. Wer die Apostelgeschichte gelesen hat, weiß, was sich ereignet hat. Lukas ermüdet die Leserinnen und Leser deshalb nicht, indem er all das wiederholt. Er lenkt vielmehr den Blick auf das zentrale Motiv: Gott hat „viel gemacht“ – nämlich alles, was auf der Missionsreise geschehen ist. Auf den ersten Blick mag es wenig erscheinen: ein paar Orte und darin ein paar wenige Christenmenschen. Aber dieses Wenige ist sehr viel, weil jeder einzelne Mensch zählt und

weil die zarten Keime üppige Früchte tragen werden.

Was Gott gemacht hat, hat er „mit“ den Missionaren getan. Sie sind keine Marionetten, sondern lebendige Menschen, mit Gott auf du und du. Seine Gnade, so hatte es schon vor Beginn der Reise geheißt, erweist sich dadurch, dass er „durch die Hände“ der Apostel „Zeichen und Wunder“ wirkt (Apg 14,3). Die Missionare sind beteiligt – so wie ebenso Gott wirkt, wenn Menschen zum Glauben kommen.

So wurde den Heiden eine „Tür des Glaubens“ geöffnet. Durchgehen müssen diese – mit seiner Hilfe – selbst. Aber die Tür hätten sie nie und nimmer selbst öffnen können. Die Missionare haben die Einladung zum Glauben auch an die Heiden ausgesprochen und die Voraussetzungen dafür geschaffen, indem sie auf die Beschneidung verzichteten. So wird Gottes universaler Heilswille deutlich. In der Sprache der Menschen ist das Evangelium zu verkünden und in der Kultur der Zeit die Kirche aufzubauen.

Damit ist die Missionsreise erfolgreich abgeschlossen. Es ist Zeit für ein wenig Ruhe und Krafttanken. Aber die Geschichte geht weiter. Es wird unruhig, weil der Erfolg der antiochenischen Völkermission christliche Kritiker auf den Plan ruft, die doch eine Beschneidung der Heiden verlangen und deshalb die ganze Mission auf tönernen Füßen stehen sehen (Apg 15,1–5). Auf dem Apostelkonzil wird die Sache positiv für Barnabas und Paulus entschieden. Aber die Debatte geht weiter: Wie kann das Evangelium verbindlich und verständlich verkündet werden, für alle und für jeden Einzelnen, für heute und in Verbindung mit dem Anfang, als Wort Gottes und als Frohe Botschaft, die den Menschen guttut? Lukas will, dass diese Fragen gestellt und dass sie traditionsbewusst, aber nicht nostalgisch beantwortet werden. Er ist überzeugt, dass es geht. *Thomas Söding*

Die Modernisierung der Kirche nach Rupert

Der Salzburger Landesheilige Rupert (um 650–718) hat für sein Projekt, im frühmittelalterlichen Alpen-Donauraum eine kirchliche Infrastruktur aufzubauen, eine Vorgangsweise gewählt, die auch heute Vorbild sein könnte. Das schreibt der Wiener Kirchenhistoriker Rupert Klieber in den „Salzburger Nachrichten“ anlässlich des Rupertikirtags im österreichischen Bundesland.

Der Kirchenhistoriker berichtete über Erkenntnisse bei einer Forschertagung anlässlich des Todestages Ruperts am 27. März vor 1300 Jahren: Ruperts engste Mitarbeiter, die wie dieser im Salzburger Dom bestatteten Geistlichen Chuniald und Ghislar, waren – wie aus einer „bisher überlesenen“ Notiz hervorgehe – offenbar

verheiratete Familienväter. Bayernherzog Theodo, der den aus Worms geholten Bischof Rupert damit beauftragt hatte, eine Infrastruktur für Bischofssitze in seinem Einflussbereich zu schaffen, bekam von Papst Gregor II. (715–731) in Rom eine Kirchenordnung für Bayern, die einer „ehfeindlichen Kirchenlinie“ folgte, wie Klieber schreibt: Demnach sollten „gut verheiratete Einheimische“, also nur solche in erster Ehe, zu Priestern geweiht werden.

Bis zum Zweiten Laterankonzil (1139) gab es in der lateinischen Kirche sowohl verheiratete als auch unverheiratete Priester. Höhere Kleriker sollten ab da unverheiratet bleiben, und die Priesterweihe wurde laut Kirchenrecht zu einem bis heute geltenden trennenden Ebehindernis. *at*